

natürliche Religion“ und Christentum“, L. Fendt, „Natürliche Theologie im Katholizismus“ nehmen das Wort. Im „Luthertum“ 1935, H. 1 brachte P. Althaus einen beachteten Aufsatz „Ur-Offenbarung“ **W. Lütgerts** neuestes Buch „Schöpfung und Offenbarung“¹⁾, über das noch zu reden sein wird, **R. Barths** schneidendes „Nein“²⁾ zu Brunners „Natur und Gnade“ gehören hier ebenso her, wie **Werner Elert**, „Bekenntnis, Blut und Boden“³⁾. — Die große Bedeutungsspanne, die im Begriff der Natürlichen Theologie liegt, hat Brunstäd a. a. O. S. 9ff. aufgedeckt. Auszuscheiden ist zunächst das, was Elert („Bekenntnis . . .“) die Theologia naturalis ex fide nennt (19). In jeder Dogmatik hat ein Komplex von Urteilen über die Natur, den Menschen, die Geschichte seinen festen Platz. Hier aber handelt es sich gerade um die Theologia naturalis ante fidem oder des homo naturalis. „Kennst“ er Gott? Kein ernsthafter Theologe wagt hier, soweit ich sehe, einfach mit „ja“ zu antworten. Die Antwort lautet entweder „ja und nein“, also dialektisch, oder „teils ja — teils nein“, also additiv. Im letzteren Sinn etwa Lütgert a. a. O. S. 396: Die Heiden wissen, daß Gott ist — die Christen, daß er sich uns in Christus verfährt hat. Auch das erstere aber soll nicht durch einen rationalen Schluß, sondern durch Offenbarung zustande kommen. Solche Auffassung kann sich direkt auf Luther berufen. Aber ich glaube nicht, daß mit ihr heute durchzukommen ist. Das Dasein Gottes wird in der Gegenwartskrise nur bejaht werden, wenn sein Sosein sich uns bezeugt. Kennen wir ihn nicht wirklich, so sind wir immer in Gefahr ihn zu bestreiten, oder seinen Namen nur mißbräuchlich im Munde zu führen. Ein mit dem Vorzeichen „göttlich“ versehenen menschlicher Wert ist kein Gott. Die dialektische Antwort aber kann im Grunde nur gegeben werden von dem christlichen Glaubensstandpunkt aus. Ja und Nein hängen in einer übergreifenden Gewißheit zusammen. D. h. aber, alles Urteilen über die natürliche Gotteserkenntnis erfolgt schließlich von der durch die Offenbarung schon vermittelten Erkenntnis. Es scheint mir der Mangel mancher an sich wertvollen Abhandlung über die Sache, daß dieser Tatbestand verschleiert wird. — Aber nun die Frage des „Anknüpfungspunktes“. Brunners

¹⁾ Gütersloh, Bertelsmann, 1954, 419 S., 15, geb. 15 RM. / ²⁾ München, Kaiser, 1954, S. 65, 1 RM. / ³⁾ Leipzig, Dörffling u. Franke, 1954, 56 S., 1,80 RM.

Schrift „Natur und Gnade“ hat nicht nur von seiten **Karls Barths** ein schroffes „Nein“¹⁾ erleiden müssen. Auch K. Stange übt daran scharfe Kritik. Br. war in der ungeschützten Situation eines, der „teils—teils“ sagt, und sich einer falschen Unterscheidung von „Form“ und „Inhalt“ bedient. Demgegenüber ist eine geschlossene Haltung immer im Vorteil. Barth war Brunner deshalb mit seinem „Nein“ überlegen. Aber damit ist in keiner Weise gesagt, daß die Verneinung das letzte Wort hat. Entscheidend ist vielmehr, ob die Fragestellung die richtige war. Hier hat Brunstäd a. a. O. S. 30f. weitergeführt. Auf der einen Seite ist es völlig zutreffend: für die Befehrung des Menschen, der sich selbst statt Gott zur Lebensmitte hat, hinein in die lebendige Gotteserkenntnis, gibt es keine Anknüpfung. Auf der anderen Seite ist es noch viel zu wenig, von Anknüpfung zu reden. „„Ist der ganze Mensch Widerstreit und Frage, dann ist nicht nach irgendeiner Anknüpfung an ihm und in ihm zu suchen, er selbst und er ganz ist die „Anknüpfung“ durch die Frage, die er ist, durch das Hungern und Dürsten, das sein Leben ist““ (Brunstäd, 31). Hier wird denn auch deutlich, was das Reden von der „Anlage“ eigentlich auf sich hat. Lütgert hat ihr a. a. O. ein besonderes Kapitel gewidmet (53—95). Er fordert, wenn es eine Erkenntnis Gottes für den Menschen geben soll, ein „Organ“, das empfängt. Dieses Organ ist ein Werk des Schöpfers. Es ist nicht produktiv, sondern rezeptiv. „Die Vernunft ist kein Licht, aber sie ist ein Auge, ein verdunkeltes viel-leicht . . . Sie ist keine Stimme, am wenigsten eine Stimme Gottes, aber sie ist ein Ohr . . .“ (79). „Daß das Fragen geweckt wird und zur Erkenntnis führt, daß das Fliehen zum Suchen wird, das ist die Wirkung des Geistes Gottes“ (ib.). L. beschreibt dann das Organ als Kreaturgefühl, das er nicht wie R. Otto als Wichtigkeitsgefühl, sondern als Ursprungsgefühl, als Gefühl für das Übernatürliche, als Dankesgefühl, als Verehrungstrieb, zuletzt als Suchen nach dem letzten Grund und Ziel des dem Ich gegenüberstehenden Du interpretiert. So liegen schließlich Gottesbewußtsein und Selbstbewußtsein ineinander. „Das Wesen der religiösen Anlage deckt sich mit unserem eigenen Wesen.“ Die „Anlage“ ist kein „Vermögen“, sondern der Mensch ist „Geschöpf Gottes“, darum erkennt er Gott, wenn Gott ihn ruft. Es zeigt sich ganz deutlich, daß wir hiermit jede psychologische,

1) München, Kaiser, 1934, 63 S., 1 RM.

natürliche Religion und Christentum“, E. Fendt, „Natürliche Theologie im Katholizismus“ nehmen das Wort. Im „Luthertum“ 1935, H. 1 brachte P. Althaus einen beachteten Aufsatz „Ur-Offenbarung“ W. Lütgerts neuestes Buch „Schöpfung und Offenbarung“¹⁾, über das noch zu reden sein wird, R. Barths schneidendes „Nein“²⁾ zu Brunners „Natur und Gnade“ gehören hier ebenso her, wie Werner Elert, „Bekenntnis, Blut und Boden“³⁾. — Die große Bedeutungsspanne, die im Begriff der Natürlichen Theologie liegt, hat Brunstäd a. a. O. S. 9 ff. aufgedeckt. Auszuscheiden ist zunächst das, was Elert („Bekenntnis . . .“) die Theologia naturalis ex fide nennt (19). In jeder Dogmatik hat ein Komplex von Urteilen über die Natur, den Menschen, die Geschichte seinen festen Platz. Hier aber handelt es sich gerade um die Theologia naturalis ante fidem oder des homo naturalis. „Kennt“ er Gott? Kein ernsthafter Theologe magt hier, soweit ich sehe, einfach mit „ja“ zu antworten. Die Antwort lautet entweder „ja und nein“, also dialektisch, oder „teils ja — teils nein“, also additiv. Im letzteren Sinn etwa Lütgert a. a. O. S. 396: Die Heiden wissen, daß Gott ist — die Christen, daß er sich uns in Christus versöhnt hat. Auch das erstere aber soll nicht durch einen rationalen Schluß, sondern durch Offenbarung zustande kommen. Solche Auffassung kann sich direkt auf Luther berufen. Aber ich glaube nicht, daß mit ihr heute durchzukommen ist. Das Dasein Gottes wird in der Gegenwartskrise nur bejaht werden, wenn sein Sosein sich uns bezeugt. Kennen wir ihn nicht wirklich, so sind wir immer in Gefahr ihn zu bestreiten, oder seinen Namen nur mißbräuchlich im Munde zu führen. Ein mit dem Vorzeichen „göttlich“ versehenen menschlicher Wert ist kein Gott. Die dialektische Antwort aber kann im Grunde nur gegeben werden von dem christlichen Glaubensstandpunkt aus. Ja und Nein hängen in einer übergreifenden Gewisheit zusammen. D. h. aber, alles Urteilen über die natürliche Gotteserkenntnis erfolgt schließlich von der durch die Offenbarung schon vermittelten Erkenntnis. Es scheint mir der Mangel mancher an sich wertvollen Abhandlung über die Sache, daß dieser Tatbestand verschleiert wird. — Aber nun die Frage des „Anknüpfungspunktes“. Brunners

¹⁾ Gütersloh, Bertelsmann, 1934, 419 S., 15, geb. 15 RM. / ²⁾ München, Kaiser, 1934, S. 63, 1 RM. / ³⁾ Leipzig, Dörffling u. Franke, 1934, 56 S., 1,80 RM.

Schrift „Natur und Gnade“ hat nicht nur von seiten **Karls Barths** ein schroffes „Nein“¹⁾ erleiden müssen. Auch K. Stange übt daran scharfe Kritik. Br. war in der ungeschützten Situation eines, der „teils—teils“ sagt, und sich einer falschen Unterscheidung von „Form“ und „Inhalt“ bedient. Demgegenüber ist eine geschlossene Haltung immer im Vorteil. Barth war Brunner deshalb mit seinem „Nein“ überlegen. Aber damit ist in keiner Weise gesagt, daß die Verneinung das letzte Wort hat. Entscheidend ist vielmehr, ob die Fragestellung die richtige war. Hier hat Brunstäd a. a. O. S. 30f. weitergeführt. Auf der einen Seite ist es völlig zutreffend: für die Befehrung des Menschen, der sich selbst statt Gott zur Lebensmitte hat, hinein in die lebendige Gotteserkenntnis, gibt es keine Anknüpfung. Auf der anderen Seite ist es noch viel zu wenig, von Anknüpfung zu reden. „„Ist der ganze Mensch Widerstreit und Frage, dann ist nicht nach irgendeiner Anknüpfung an ihm und in ihm zu suchen, er selbst und er ganz ist die „Anknüpfung“ durch die Frage, die er ist, durch das Hungern und Dürsten, das sein Leben ist““ (Brunstäd, 31). Hier wird denn auch deutlich, was das Reden von der „Anlage“ eigentlich auf sich hat. Lütgert hat ihr a. a. O. ein besonderes Kapitel gewidmet (53—95). Er fordert, wenn es eine Erkenntnis Gottes für den Menschen geben soll, ein „Organ“, das empfängt. Dieses Organ ist ein Werk des Schöpfers. Es ist nicht produktiv, sondern rezeptiv. „Die Vernunft ist kein Licht, aber sie ist ein Auge, ein verdunkeltes viel-leicht . . . Sie ist keine Stimme, am wenigsten eine Stimme Gottes, aber sie ist ein Ohr . . .“ (79). „Daß das Fragen geweckt wird und zur Erkenntnis führt, daß das Fliehen zum Suchen wird, das ist die Wirkung des Geistes Gottes“ (ib.). L. beschreibt dann das Organ als Kreaturgefühl, das er nicht wie R. Otto als Wichtigkeitsgefühl, sondern als Ursprungsgefühl, als Gefühl für das Übernatürliche, als Dankesgefühl, als Verehrungstrieb, zuletzt als Suchen nach dem letzten Grund und Ziel des dem Ich gegenüberstehenden Du interpretiert. So liegen schließlich Gottesbewußtsein und Selbstbewußtsein ineinander. „Das Wesen der religiösen Anlage deckt sich mit unserem eigenen Wesen.“ Die „Anlage“ ist kein „Vermögen“, sondern der Mensch ist „Geschöpf Gottes“, darum erkennt er Gott, wenn Gott ihn ruft. Es zeigt sich ganz deutlich, daß wir hiermit jede psychologische,

¹⁾ München, Kaiser, 1934, 63 S., 1 RM.

aber auch jede transzendente Betrachtung verlassen haben. Wenn die Voraussetzung dafür, daß wir den Glauben an Gott den Schöpfer gewinnen können, die Tatsache ist, daß wir Geschöpfe sind, so haben wir uns auf der Stelle bewegt. Die Untersuchungen über die Anlage zur Religion sind in Wirklichkeit, wenn sie die Religion nicht weg- erklären wollen, nur Auslegungen der im Glauben vorhandenen An- sichts über die Bestimmung des Menschen. Gehört zu dieser Be- stimmung hinzu, was auch Eitger betont, daß der Mensch die Gottes- erkenntnis nur unter der Form der Entscheidung für Gott haben kann, so ist es unrichtig, die Anlage zur Religion wie eine „organische“ Sache zu behandeln. Wir treffen den Menschen immer schon in einem ganz bestimmten Stadium der Entscheidung für oder gegen Gott. Und nun ist es wichtig, zu unterstreichen, daß schon vor der Begegnung mit dem Evangelium eine solche Entscheidung gefallen ist. In diesem Sinne ist der Mensch mit Gott keineswegs unbekannt, aber freilich im Sinne jenes „unentschuldigbar“ von Röm. 1, 20. Das Christwerden ist nicht die Befruchtung eines empfänglichen Bodens, sondern die Krisis der falschen Religion, d. h. die durch Gott er- folgende Aufdeckung meines wirklichen Zustandes der Gottesferne und die Zuwendung zu dem Lebendigen Gott. Das alles vollzieht sich nicht im luftleeren Raum, sondern im wirklichen Raum der Ge- schichte. In der Sprache des Glaubens ausgedrückt: Gott kommt mir mitten in der Geschichte meines Lebens schon entgegen, er hat schon vorher an mir gearbeitet, ehe er mich gewinnt. Die Gnade ist „vor- gelaufen“ (Hirsch). Wenn Eiert („Index . . .“) und Kittel, „Ein theologischer Briefwechsel“ von K. Barth und Gerh. Kittel¹⁾, dafür gegen K. Barth kämpfen, so haben sie unbedingt Recht. Denn auch K. Barth steht in der Geschichte, die ihn gestaltet, mitten drinnen, mag er nun das, wofür jene danken, anerkennen oder nicht. Daß B.s Gegensatz gegen Kittel tatsächlich nur auf der sehr konkreten Frage der Beurteilung des dritten Reiches beruht, aber nicht auf einem „anderen“ Gottesgedanken, zeigen die folgenden Sätze aus dem „Credo“²⁾, den in Utrecht gehaltenen (predigtartigen) Vorlesungen über Hauptprobleme der Dogmatik im Anschluß an das Apostolikum,

1) Stuttgart, W. Kohlhammer, 1934, 40 S., 0,75 RM. / ²⁾ München, Kaiser, 1935, 173 S., 2,60 RM. Eine histor. Analyse des A.s gibt der Verf. nicht. Inter- essant ist der Anfang: „Fragebeantwortung“, 35 S., 3. B. das Abrücken B.s von seiner Sprache im Röm.-Komm. („Hohlraum!“).

Sätze, die man schwerlich bei K. Barth suchen würde: „Es bleibt bei dem Gegenüber von Gott und Welt . . .“ „Aber eben in diesem Gegenüber ist Gott der von ihm geschaffenen Welt gegenwärtig, nicht nur fern, sondern auch nah, nicht nur frei ihr gegenüber, sondern auch gebunden an sie, nicht nur transzendent, sondern auch immanent“ (Sperrungen von Barth).

Ins Gespräch über die Natürliche Theologie greifen auch ein **Hermann Diem**, „Kritischer Idealismus in theologischer Sicht“¹⁾ und **Gerhardt Kuhlmann**, „Die Theologie am Scheidewege“. Diem behandelt in freundschaftlicher Auseinandersetzung mit Heinrich Barth das vielerörterte Thema: Philosophie und Theologie. D. teilt Heinr. Barths Abneigung gegen den Chor derer, die alles Humane nicht genug herabsetzen, relativieren und profanisieren können, um dann die Gnade um so heller erstrahlen zu lassen. Er sieht, wie jede Verdächtigung der Philosophie, besonders in ihrer kritischen Gestalt, sich rächt. Aber er fällt dafür nicht in den Fehler einer Vermischung theologischer und philosophischer Erkenntnis. Die natürliche Gotteserkenntnis „führt nicht zu irgendeiner Art von Vorherwissen um die christliche Verkündigung und es gibt keine Brücke zu christlicher Theologie“ (91). Etwas anderes ist die Frage, ob es nicht eine Art Nachverständnis, oder wie Diem sich ausdrückt, recapitulatio gibt, innerhalb deren sich die Philosophie gebrauchen läßt. Hier ist D. nicht einfach ablehnend. Schon die Bibel hat weltanschauliche Einschlüge. So können wir nicht einfach darauf verzichten. Aber auch diese Arbeit soll nicht nur in aller Vorsicht betrieben werden, sondern rein sachlich bleiben und nicht wieder „als Mittel zum Zweck“ dienen. Kuhlmann dagegen weist den Theologen fort von aller Philosophie und gestattet ihm höchstens die Abwehr eines weltanschaulichen Übergriffes in concreto. Grund: Die Philosophie in der Gestalt der Ontologie hat der Theologie das Geschäft verdorben. Sie liefert eine Daseinslehre vom Menschen, in der alle die Begriffe vorkommen, die bisher die Theologie für sich reserviert hatte, die nun ein Stück der profanen Existenzanalyse geworden sind. „Die Philosophie ist die Vollenderin der Theologie geworden.“ Die Theologie, wenn man überhaupt noch von einer solchen reden kann, hat

¹⁾ München, Kaiser, 1954, 105 S., 4,50 RM. (= Forschungen 3. Gesch. u. Lehre d. Prot.s VII, 2).